

vor dem Hohen Rat und Verleugnungsszene versteht Sch. als ein Doppelbild unter dem Gesichtspunkt „Bekenntnis hier — Verleugnung dort“ und geht s. E. in dieser Darstellungsweise auf Mk zurück. Die Entstehungsgeschichte des Berichts vom Synodialverhör erlaubt es nach Sch. nicht, ihn als Referat eines Augenzeugen zu interpretieren. Wie Sch. gut herausstellt, ist es nach Mk nicht nur ein Messiasanspruch, der zur Verurteilung Jesu führt, sondern der Anspruch auf die Gottessohnschaft und sein Kommen als Richter über die irdischen Richter. Gegenüber Klein und Linnemann verteidigt Sch. die Historizität der Verleugnung des Petrus, sieht aber in der Dreizahl ein volkstümliches Stilmittel.

Die hier nur mit einigen Beispielen belegte Exegese der einzelnen Perikopen wertet Sch. in dem zusammenfassenden 3. Teil aus: „Theologische Grundzüge in den Passionsdarstellungen“ (155–169). Nach Mk ist die Passion Jesu die Offenbarung des Sohnes Gottes. Erst nachdem Jesus vor dem Hohen Rat ausdrücklich die Gottessohnschaft für sich beansprucht, „kommt das Leiden in Gang und führt notwendig zum Kreuzestod“. Wenn Mk das Versagen der Jünger so stark herausstellt, so möchte er damit seine Leser vor Glaubensabfall und Entmütigung warnen. Mt sieht die Passion Jesu wesentlich in ihrer Bedeutung für die Kirche; zugleich betont er die herrscherliche Gestalt des Christus, der diesen Weg geht. In seiner Darstellung spiegelt sich nicht zuletzt die Zeit, da sich die Kirche vom Synagogenverband löste. Antijüdische Äußerungen müssen aus dieser Situation interpretiert werden. Kennzeichnend für die lukanische Passion ist, daß der leidende Christus als Vorbild der Seinen dargestellt wird, zugleich aber mehr als ein Vorbild ist; denn er hat erst diesen Weg gebahnt und erschlossen.

Sch. darf wohl im großen und ganzen mit der Zustimmung der meisten seiner Kollegen rechnen. In Einzelheiten werden allerdings auch weiterhin die Meinungen variieren und bleibt noch manches offen. So ist m. E. ungeklärt, wie das als Argument herangezogene Fehlen einer Bezugnahme auf die Sühnevorstellung in dem vermutlich älteren Passionsbericht mit dem Vorhandensein dieser Deutung in den ältesten Schichten urkirchlicher Verkündigung zu vereinbaren ist (26). Ferner ist zu überlegen, inwieweit als inneres Kriterium für die Authentizität von Lk 23, 34 (Jesu Gebet für die Feinde) nicht auch Apg 7, 60 (ähnliches Gebet des Stephanus) herangezogen werden kann. Bei der Auslegung von Mk 16, 1–8 müßte m. E. noch mehr die Verwandtschaft der literarischen Eigenart dieser Texte mit der apokalyptischen Literatur (worauf m. E. erstmals W. Trilling aufmerksam machte) beachtet werden. Schließlich darf gefragt werden, ob

es nicht gut gewesen wäre, in einer Darstellung mit dem Titel „Die Passion Jesu nach den drei älteren Evangelien“ auch die vorhergehenden Perikopen (die zwar in der Zusammenfassung berücksichtigt werden) auszulegen; auch dort zeigt sich ja (und bei Mk besonders) die Aussageabsicht der Evangelisten. (S. 108, Z. 8 von oben muß es richtig heißen: „Jesus wird nicht gleich zu Beginn mit dem Rohr geschlagen . . .“)

Wien

Jacob Kremer

HOFFMANN PAUL (Hg.) *Orientierung an Jesus. Zur Theologie der Synoptiker.* (FS für Josef Schmid) (431.) Herder, Freiburg 1973. Ln. DM 52.50.

Josef Schmid gilt anlässlich der Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres diese Festschrift. Die Vf. sind fast zu gleichen Teilen evangelische und katholische Exegeten. Die Beiträge beschäftigen sich ausschließlich mit Problemen der Synoptikerexegese.

Besondere Beachtung gefunden hat bereits die Überlegung H. Schürmanns zur Methodenkritik der Rückfrage zum historischen Jesus: „Wie hat Jesus seinen Tod bestanden und verstanden?“ (325–363); sie ist allgemein lesenswert. K. H. Schelkle versucht, Jesus als Lehrer und Prophet kurz zu skizzieren (300–308). F. Mußner bringt neuerlich die „galiläische Krise“ als historisches Faktum mit theologischen Konsequenzen in die Debatte (238–253). Zum Mk-Ev untersucht R. Schnackenburg das Verständnis des Evangelisten von „Evangelium“ (309–324), die Frage nach der Sündenvergebung durch den Menschensohn K. Kertelge (205–213), anlässlich des Gleichnisses von der selbstwachsenden Saat versucht W. G. Kümmel, wieder der geschichtlichen vor der existentialen Interpretation zum Recht zu verhelfen (267–285). J. Gnilka untersucht die markinische Perikope vom Martyrium Johannes des Täufers (78–92), P. Hoffmann beschäftigt sich ausgiebig mit Herkunft und markinischer Rezeption der alten Überlieferung in Mk 8, 31 (170–204). R. Pesch versucht die Salbungsperikope Mk 14, 3–9 als Teil einer alten Passionsgeschichte glaubhaft zu machen (267–285). Zur Interpretation des Mt-Ev tragen bei M. Hengel–H. Merkel (die Magierperikope religionsgeschichtlich und in der mt-Theologie, [139–169]), A. Vögtle (neuerliche Untermauerung seiner Ansicht, Mt 16, 17 sei redaktionelle Bildung, [372–393]), E. Schweizer (über die redaktionelle Komposition, Mt 21–25 [364–371]) und W. Pesch (theologische Aussagen der Redaktion in Mt 23, [286 bis 299]). Beziiglich des Lk-Ev untersucht J. Dupont die Frage der individuellen Eschatologie (auch der Apg. [37–47]), U. Wilkens die Vergebung für die Sünderin (Lk 7, 36–50, [394 bis 424]), Ferd. Hahn die Worte vom Licht (Lk 11, 33–36, [107–138]), und G. Friedrich bemüht sich um Spuren einer allfälligen Ent-

rückungschristologie des Lukas (48–77). Bemerkungen zum Gebrauch von „Kyrios“ in den Evangelien bietet G. D. Kilpatrick (214–219), F. Neirynck untersucht die matthäisch-lukanischen „minor agreements“ in der Verklärungsperikope (253–266), L. Goppelt beleuchtet den Zusammenhang zwischen Jesus und der „Haustafel“-Tradition (93–106) und N. Brox stellt schließlich die Nachgeschichte von Mt 7, 7b/Lk 11, 9b dar (17–36). W. Pesch hat ein herzliches Wort über den Jubilar an den Anfang gestellt (7–12). —

Die übrigen Beiträge sind nach der alphabatischen Reihe der Verfassernamen angeordnet. Ein ntl Stellenregister erleichtert die Benützung. In diesem Rahmen kann auf den vielfältigen Inhalt nicht näher eingegangen werden. Der Band zeigt recht deutlich Trends im Problem- und Methodenbewußtsein heutiger Arbeit am NT, kann von dort her auch dem Nicht-Fachexegeten Einsichten geben, bietet dem Exegeten dankenswerte Einsichten. Deutlich genug zeigt sich auch in dieser Sammlung die Frage durch den Traditionssprozeß hindurch auf den historischen Jesus hin. Dennoch ist der Einfluß der formgeschichtlichen „Weltanschauung“ (das ist etwas anderes als die indispensable Methode) noch immer weitgehend ungebrochen.

Salzburg

Wolfgang Beilner

LURKER MANFRED, *Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole*. (435.) Kösel, München 1973. Ln. DM 29.50.

Vf. legt in einem kurzen Vorwort dankenswerter Weise seine Absicht dar: „Das vorliegende Wörterbuch möchte in wissenschaftlich fundierter und dabei doch allgemein verständlicher Sprache einen Zugang zu der Bild- und Symbolwelt des Alten und Neuen Testaments eröffnen.“ Über ein solches Vorhaben kann man nur erfreut sein, denn die „Bildersprache“ oder „stark bildhafte Sprache der Bibel“ ist zwar ein Gemeinplatz, aber die wissenschaftliche Erforschung dieses Phänomens (und sein Verhältnis zur ebenso oft behaupteten „Bildlosigkeit“ und der daraus deduzierten „Unverfügbarkeit des Gottes Israels“) ist bis heute nicht allzu weit gediehen. Eine handliche Zusammenfassung des bisher Erarbeiteten wäre nützlich. Ob Vf. das leisten will, wird aber fraglich, wenn wir im Vorwort weiter lesen: „Bibelwissenschaftliche Auseinandersetzungen gehörten nicht in den Rahmen dieses Buches und wurden bewußt ausgeklammert.“ Worin soll der eingangs versprochene wissenschaftlich fundierte Zugang eines Wörterbuchs biblischer Bilder und Symbole bestehen, wenn es bibelwissenschaftliche Auseinandersetzungen bewußt ausklammert? Vf. sagt es nicht. Der Zweifel an der versprochenen Wissenschaftlichkeit verstärkt sich, wenn man weiter feststellt, daß Vf. des Hebräischen offensichtlich nicht mächtig ist. Sein Gebiet scheint die all-

gemeine Symbolkunde zu sein, wie sie sich in Literaturangaben niederschlägt, die nicht selten verschiedenste Publikationen aus verschiedenen Kulturräumen umfaßt. Besonders häufig werden Arbeiten zur frühchristlichen oder mittelalterlichen Ikonographie aufgeführt. Dafür ist der Bibliker oft dankbar. Hingegen wird es ihn befremden, daß spezifisch biblische Arbeiten häufig verhältnismäßig schwach oder gar nicht berücksichtigt sind (vgl. z.B. die Literaturangaben zu den Stichworten Biene, Blitz, Blumen, Bundeslade, Edelsteine, Farben, Garten, Gold, Hand, Harfe, Herz, Hochzeit usw.). Innerhalb der einzelnen Artikel wird außer den Bibelstellen in der Regel keinerlei Literatur zitiert.

Der einzelne Artikel beginnt jeweils mit einer kurzen Beschreibung des behandelten Gegenstandes oder seiner Funktion, z. B. „Mehr oder weniger ist der Arm an allen Tätigkeiten der Hand beteiligt, besonders bei solchen, die eine gewisse Kraft erfordern.“ Häufig werden im Rahmen dieser Beschreibungen schon einige dem Gegenstand gleichsam inhärierende symbolische Aspekte genannt, etwa so: „Becher und Kelch sind Gefäße, mit denen der Mensch die zum Leben notwendige Flüssigkeit zu sich nimmt. So wird das Trinkgefäß zu einem Kommunikationsmittel im symbolischen Sinne: Lebensübermittler, indem es das Wasser (oder den Saft) des Lebens dem einzelnen Menschen „mundgerecht“ darbietet.“ In diesem Teil stehen nicht selten Banalitäten neben Formulierungen, die Einsicht in fundamentale Zusammenhänge eröffnen, die durch eine spätere formelhafte oder allegorisierende Verwendung verschüttet wurden. An diese allgemeine Einleitung schließen sich in der Regel ein paar Belege aus dem ägyptischen, mesopotamischen oder einem andern Kulturräum an. So etwa zu „Bär“: „In Griechenland spielte der Bär eine gewisse Rolle im Kult der Göttin Artemis, deren Priesterinnen teilweise als Bärinnen verkleidet waren“. Zu „Eisen“: „In den Mythen von Ugarit erscheint der zauberkundige Gott Kotar als Erfinder der Eisenbearbeitung.“ Oder zu „Harfe“: „Das bekannte ägyptische Harfnerlied besingt die Vergänglichkeit des Lebens und die Ungewißheit über das, was den Menschen nach dem Tod erwartet.“ Man fragt sich, was diese und viele ähnliche *membra disiecta* zur Erhellung des Symbolgehalts der betreffenden Größe beitragen sollen, zumal zu solchen Angaben keinerlei gezielte Literaturangaben geliefert werden, die evtl. weiterhelfen könnten. Man hat hier das ungute Gefühl, eine recht willkürliche Zitatensammlung vorgesetzt zu bekommen, deren Dilettantismus sich gelegentlich auch durch ziemlich fragwürdige Behauptungen verrät, so etwa: Die Lebensschleife („Henkelkreuz“) ist nicht, wie gesagt wird, ein Attribut des